

Der Gesellschafter.

Den 11. Januar

Beilage zum Nagolber Intelligenzblatt.

1848.

Württembergische Chronik.

Nobordorf, den 8. Januar. Auf die Einladung in diesem Blatte, daß sich heute Männer aus dem Oberamtsbezirk hier einfänden möchten, um in einer Eingabe an die hohe Ständekammer die Wünsche und Bitten der Oberamts-Angehörigen zu vereinigen, hat sich aus den meisten Orten des Bezirks eine zahlreiche Versammlung eingefunden, welche nachfolgende Punkte als die wichtigsten bezeichnete, welche eine Berücksichtigung wünschen ließen und der Ständekammer vorgelegt werden sollen. Zugleich wurde eine Kommission erwählt, welcher die Fassung und Motivirung der Eingabe übergeben wurde. Die Anträge lauten:

1) Daß die Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher und Gemeinderäthe aufzuheben und ihre Amtsdauer zu beschränken seye, und zwar:

a) beim Ortsvorsteher auf 12 Jahre,

b) bei den Gemeinderäthen auf 6 Jahre,

daß bei einer Wahl zuerst Wahlmänner von der ganzen Bürgerschaft gewählt werden sollen, durch welche dann der Ortsvorsteher oder Gemeinderath gewählt werde.

2) Daß bei den Gemeinderaths-Verhandlungen Oeffentlichkeit die Regel bilden soll; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichts-Verfahren überhaupt eingeführt werde.

3) Daß den Gemeinden in ihren Verwaltungsmaßregeln in Abicht auf die Bewirthschaftung ihrer Gemeindegewaldungen, so wie in Beziehung auf die Rechtspflege ein weiterer Spielraum eingeräumt und eine größere Selbstständigkeit verliehen werde.

4) Daß die Ablösung des Fruchtzehnten unter Gestattung von mehrjährigen Zählern und billigen Zinsen in einem verminderten Maßstab gestattet werde.

5) Daß die Ablösung der Gülten und Landzinsen im 16-fachen Betrage statt gegeben werde und zwar nach den jetzigen geschlichen Preisen.

6) Daß die Presse wenigstens für innere Angelegenheiten frei gegeben werde.

7) Daß das Bürgerrechts-Gesetz bezüglich der Verheirathung der Vermögenslosen enger beschränkt werde.

8) Daß das schädliche Gewerbe des Hausrens verboten werde.

9) Daß die Gewerbe gegen außen durch Schutzzölle geschützt und den Kaufleuten untersagt werde, mit solchen Waaren Handel zu treiben, welche durch Gewerbsleute im Ort fabriirt werden.

10) Daß sämtliche in Staatsadministration befindlichen Gewerbe veräußert werden, namentlich daß der Schweitzerloß auf dem Nagoldflusse aufgegeben werde.

11) Daß unsere hohe Regierung mit der badischen in Unterhandlung trete, um eine Straße von Enzklösterle

nach Reichenthal herzustellen, um den mittleren Neckar mit der badischen Eisenbahn in Verbindung zu bringen. Ebenso wünschenswerth wäre eine Straße von Calw nach Nagold, um die in Aussicht stehende Eisenbahn bei Rotenburg mit Pforzheim zu verbinden.

12) Daß die königliche Regierung zu bitten sey, eine bestimmte Flößordnung auf dem Nagoldflusse mit gebührender Rücksichtnahme auf die Rechte und Billigkeits-Ansprüche der Wasserwerksbesitzer einzuführen.

13) Daß die Kapitalien gleich den Gebäuden, Grundstücken und Gewerben zur Besteuerung beigezogen werden, daß den Besitzern von Kapitalien aber auch die gleichen politischen Rechte, wie den Grund- u. Besitzern eingeräumt werden sollen.

14) Daß sämtliche Grundstücke des Staats gleich den Privatgütern zu den Amts- und Gemeinde-Umlagen beitragen sollen.

15) Daß die Gemeinden gegen die stets lästiger werdende Armenbülse in Schutz genommen werden; theils durch Abnahme der Armen-Ausgaben oder durch angemessene Beiträge aus der Staatskasse.

16) Daß für Arbeitscheue Zwang zur Arbeit eingeführt werde.

17) Daß für Unzucht-Vergehen höhere Strafen angesetzt werden.

18) Daß die Bannrechte gegen Entschädigung für die Berechtigten aufgehoben werden.

19) Daß gegen den Wildschaden ein kräftiges Gesetz eingeführt und die Jagden an die Gemeinden verpachtet werden.

20) Gründung einer Nationalbank unter Staats-Garantie.

21) Daß das Weinumgeld statt nach der bisherigen Bestimmung unter der Kelter erhoben werde, ohne Unterschied der Person des inländischen Weinkäufers.

22) Daß das Wirthschaftsabgaben-Gesetz einer Revision unterworfen werde, damit die bisherige Belästigung der Wirthschaft aufhöre.

23) Besonderer Wunsch der sogenannten Kirchspiels-insassen von Altsstaig: die Regierung zu bitten, bei der großherzoglich badischen Regierung dahin zu wirken, daß Altsstaig Stadt, Altsstaig Dorf, Eitmansweiler, Ueberberg, Beuren, Rünzdrom, Enzthal und Simmersfeld die Ablösung oder Entschädigung oder Einräumung einer freien Bewaldung in dem sogenannten badischen Schifferwald gestattet werde.

Ein weiterer Antrag, der von Vielen unterstützt wurde, lautete: Daß das Holz aus den Staatsforsten, nachdem das Bedürfniß der Gemeinden für ihre Armen im Revierpreis angewiesen ist, nicht auf Terminzahlung, sondern gegen baar Geld im Aufstreich versteigert werde.

X Nagold, den 7. Januar. Gestern überraschte uns der Liederkrantz von Göttersingen, Oberamts Horb, mit einem Besuche, und erfreute durch seinen schönen kräftigen Gesang alle Zuhörer. Es waren zwar nur zwölf Männer mit ihrem Lehrer, aber sie zeigten deutlich, was Liebe zu einer Sache in kurzer Zeit bewirken kann. Kaum ein Jahr üben sich diese kräftigen Naturstimmen im Gesang, und schon haben sie sich eine hübsche Zahl der schönsten und schwierigsten Volks-Männerchöre mit einer Präcision zu eigen gemacht, wie wir sie nur von geübten Sängern zu hören gewohnt sind. Freilich gehört dazu auch ein Lehrer, wie ihn die Göttersinger besitzen, der mit Ausdauer sich dem Gesange widmet. Wie wir hören, beabsichtigt der Göttersinger im Vereine mit dem Baisinger Liederkrantz noch eine Zusammenkunft zu veranstalten, wozu auch weitere Sänger-Gesellschaften eingeladen werden sollen.

⊕ Bernau, den 9. Januar. Auch bei uns hat (wie kürzlich aus Pfalzgrafenweiler berichtet wurde) gestern das Leichenbegängniß eines Ehepaars stattgefunden, was wohl zu den Seltenheiten dieses menschlichen Lebens gehört. Der hiesige Bürger Jakob Boltz erkrankte sammt seiner Frau an der Lungen-Entzündung, welche am Feste der Erscheinung Christi den Tod des Boltz, den Tag darauf aber den seiner Ehefrau herbeiführte. Lange glückliche Ehe hatte sie hier vereinigt, bis der Tod nur wenige Stunden sie trennte; sie ruhen nun ungetrennt bei einander.

Calw, den 4. Januar. Der früher als Anführer des Mühlebrandes in Ostelsheim im Verdacht gestandene Michael Harr von Altingen ist längst wieder auf freiem Fuß, da er nachweisen konnte, daß er zur Zeit des Brandes sich hier aufgehalten habe.

÷ Heimsheim, den 4. Januar. Vor 19 Tagen vermißte ein hiesiger Bürger ein Schwein. Alle Nachforschungen waren umsonst, so daß er endlich glaubte, dasselbe sey gestohlen worden. Gestern Nacht nun hörte der Nachwächter ein ersticktes Achzen, wie von einem Sterbenden. Er weckte einige Nachbarn, und fand nach langem Suchen in einem Winkel in mehrere Baumstüben eingezwängt das verlorene Schwein. Dasselbe war noch am Leben, und bloß an den hinteren Füßen etwas gelähmt und hat sich vermutlich während dieser ganzen Zeit ohne alle Nahrung in der angegebenen Lage erhalten.

Ihr Freunde thut Keiner mich,
Daß ich vom Schweine singe,
Es knüpfen Kraftgedanken sich,
Dit an geringe Dinge!

Die Hinrichtung des jugendlichen Raubmörders Armbruster von Böchgau fand letzten Samtag zu Backnang unter großem Menschenzulauf statt, ohne daß die schauerliche Handlung irgend eine Störung erlitt. Der Verbrecher soll bis zuletzt immer noch Hoffnung einer Begnadigung gehabt haben. Die beiden Scharfrichter mußten seinen unsichern Gang aufs Schaffot unterstützen, denn er war zuletzt sehr herabgestimmt. Nur nach der Ledermaske unter seinem Stuhl warf er einen neugierigen Blick; aber kaum war diese vorgebunden, so war der Akt menschlicher Gerechtigkeit vollbracht.

Kaum ist der Kopf des jungen Raubmörders Armbruster zu Backnang unter dem Schwerte des Nachrichters gefallen, so ist in einer Schlussverhandlung in Ulm ein anderer Raubmörder, der Schreiner Joseph Frey von Leinang, wegen eines an seinem Gesellen Karl Kimmerte von Baustetten, bad. Bezirksamts Heiligenberg, begangenen Raubmords zum Tode verurtheilt worden. Aus den Geständnissen des Mörders, der eine Frau und mehrere Kinder hinterläßt, ersieht man, daß er schon lange ein grundtödeliches Leben geführt, alle möglichen Frevelthaten begangen und schon früher einen Mord an einem von ihm mißbrauchten Mädchen verübt habe.

Tages-Neuigkeiten.

Eine schauerhafte Begebenheit hat sich in Jheboe zugetragen. Ein Chirurg daselbst hatte seit längerer Zeit ein Verhältniß mit einem Frauenzimmer außer der Ehe, und in Folge dessen suchte er sich seiner Frau zu entledigen. Er gab ihr zu dem Ende seit Jahresfrist nach und nach Gift in so schwachen Dosen, daß sie daran nicht sterben konnte, aber in einen Zustand großer Aufregung versetzt wurde. So oft er sie darin versetzt hatte, ließ er ihr zur Ader und brachte sie dadurch zu einer solchen Entkräftung, daß sie jetzt zwar noch lebt, aber nach dem Urtheile mehrerer Aerzte schwer zu retten seyn wird. Diese im Verborgenen schleichende Unthat kam endlich dadurch an das Licht, daß sein Schwiegervater durch ein Fenster beobachtete, wie er in einem Augenblicke, wo er die Frau entfernt hatte, etwas in ihr Essen mischte. Derselbe eilte hinzu, nahm die verdächtige Speise mit und ließ sie sogleich untersuchen, wo denn das Gift gefunden wurde. Der Verbrecher ist eingezogen und soll seine That schon bekannt haben.

Man schreibt aus dem Haag vom 29. Dezember: Heute Morgen gegen elf Uhr bot der größte Weiber im Bosch in dieser Stadt ein ungewöhnliches Schauspiel dar. Es erschienen nämlich vor demselben eine Abtheilung von ungefähr hundert Mann aus dem Regimente der Grenadiere und Jäger unter der Leitung eines Lieutenants. Es waren den meisten dieser Mannschaft vor ihrem Abmarsch aus der Stadt Schlittschuhe ausgetheilt worden. Auf das Kommando: Halt! stellte der Trupp die Gewehre in Pyramiden auf, schnallte die Schlittschuhe an, nahm die Gewehre dann wieder auf und begab sich mit Sach und Pack in voller Waffenrüstung auf das Eis, wo er unter dem Kommando des Lieutenants verschiedene Evolutionen ausführte. Ein Trompeter begleitete den Trupp und blies die Signale der Kommandos, welche mit viel Geschicklichkeit ausgeführt wurden.

In Perigueux ist das Beil der Guillotine gestohlen worden. Es gibt also nichts Ehrwürdiges mehr auf der Welt! ruft bei dieser Gelegenheit ein legitimes Blatt aus.

Ueber Thierquälerei.

(Fortsetzung.)

Ich habe hier nur einige Fälle genannt, die gerade an meinem Wohnorte besonders entrüstend sich aufdrängen oder fortwährend aufdrängen. Es ist aber im ganzen Lande nicht besser, wie ja schon die wilde Robbeit jener Weinfuhrleute, die aus den verschiedensten Theilen des Landes sind, beweist; Land auf, Land ab, geht ungestört Hieb, Fluch, Wuth und Schand; die Hauderer, Fiaker, Omnibusführer weiden sich auf Weg und Steg an der Qual des Geschöpfes, und überbieten ihre Grausamkeit gegen das Thier, nur durch die Grobheit gegen den Menschen, der sie zur Schonung ermahnt. Die Fiaker am Waisenhause in Stuttgart mögen Zeugniß geben von dem Anblicke, den sich selbst die Hauptstadt bieten läßt. Zweimal ist kürzlich der Omnibus von Stuttgart mit Stuttgarter Pfer-

den hier angekommen, die so erschöpft waren, daß sie in der Vorstadt zuerst nur im langsamen Schritt, dann gar nicht mehr weiter konnten und mit viehischen Hieben vollends bis zum Absteigeort gequält werden mußten. Dasselbe habe ich neulich mit dem Eilwagen erlebt. Welche Marteranstalt für die Pferde überhaupt die Eilwagen sind, bedarf keiner Nachweisung, aber die Quälerei, die rohe Postknechte noch überdies in besonderen, aber häufigen Fällen an ihren Pferden üben, bedarf ausdrücklicher Erwähnung. Ich wurde kürzlich von einem solchen Burschen geführt, der gleich nach der Abfahrt die Peitsche umdrehte und aus Leibeskraft ununterbrochen auf eine besonders empfindliche Stelle, den Hufknochen, losschlug. Als ich zur Menschlichkeit mahnte, ersah er sich das Sprunggelenk zum Zielpunkt seiner Hiebe, erwiderte mein Fürbitte mit Grobheit und setzte die Schinderei so durch die ganze Station fort. Von anderen Fällen will ich nur den noch anführen, wie kürzlich auf der Landstraße bei Tübingen einem Bauern unter der Wucht seiner Hiebe, das zum Tod erschöpfte elende Roß zusammensank und wie er es trotz den Einreden empörter Zuschauer mit verdoppelten Hieben wieder aufnöthigte. Wie sehr unserem Volke die Robheit und Grausamkeit zur anderen Natur geworden ist, sieht man schon an dem Tone, womit die Pferde behandelt werden. „Alte Schindmähr“ ist der gewöhnliche Zuruf, noch ehe das Thier irgend Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hat, ein paar Hiebe geben den Kommentar dazu. Ist es ausgespannt und schleicht todesmüde zum Stall, so bekommt es zum Nachtsich ohne allen Grund noch ein paar solcher Anreden mit den erforderlichen Hieben. Nirgends wie in Württemberg bemerkt man diese wilde, daßliche, hamisch rohe Manier. Unser Volk ist — wir können es uns nicht länger verbergen — ein böses und rohes Volk.

Es ist nicht meine Absicht, mehrerlei Formen der Thierquälerei hier nachhaft zu machen. Nur einen Haupt-Ursprung, das Kalberbehen, will ich hier noch erwähnen. Diese Sitte ist überhaupt ebenso dumm als grausam. Das Thier, das eben von der Kuh gerissen ist, und gewöhnlich kaum gehen kann, wird durch einen ungehorsamen Hund statt vorwärts getrieben zu werden, völlig verwirrt und zur Abmüdung, zu der Erschöpfung, die ihm häufig den Schaum aus dem Maule treibt, kommt dabei ein verworrenere, beßender Lärm, der es vollends in einen Zustand der Verzweiflung bringen, der alle seine Säfte in giftige Gährung setzen muß. Dabei rechne ich noch nicht die Bisse des Hundes, die Schläge des Treibers. Es ist nicht anders möglich, als daß dieser zum Unmenschen wird. Die fast unerträgliche Geduldprobe, ein Thier, das nicht gehen kann und doch soll, das völlig verwirrt und verschleudert kaum vorwärts zu bringen ist, Schritt für Schritt weiter zu beßen, zerstört jedes Gefühl des Mitleids in ihm, er muß zum Schensal werden und ich habe gesehen, wie ein solcher Mensch ein Kalb mit einem Regen von Prügeln mitten durch die Stadt trieb. Aber nicht minder grausam ist das Ankehlen, wenn man die Thiere zu Wagen transportirt. Es ist schon bei früherer Gelegenheit auf das einfache Mittel aufmerksam gemacht worden, das der Verein gegen Thierquälerei in München, der sich so kräftiger Unterstützung durch die Regierung erfreut, eingeführt hat.

Ich schreibe diese Zeilen mit der sicheren Aussicht ausgesetzt zu werden. Ich weiß wohl, daß man den, der sich für die Thiere vertritt, als Seefahrer lang ver-

spottet, ich weiß wohl, wie fühlende Herzen zu Haus einen sinkenden fetten Schoßbund verwöhnen und verziehen, mit vornehmem Lächeln aus der von ein paar runten Kappen gezogenen Karosse vorüberkeuchende Jammergeschöpfe lognettiren und den Mann, dem die Empörung über die allgemeine Robheit gegen das Thier mit Gewalt den Mund öffnet, als zu weichherzig verschreien. Lacht nur zu! Die Zeit wird kommen, wo diese Schinder, die ihr ungenirt gegen das Vieh wüthen laßt, an euch auch versuchen werden, ob ihr Nerven habt. Schwere Fragen stehen am Himmel der Zeit; es stehen uns Bewegungen bevor, bei denen das Volk irgendwie jedenfalls betheiligte seyn wird. Wohl uns, wenn die schweren Aufgaben in die Hand eines zur Menschlichkeit erzogenen Volkes fallen: wehe uns, wenn wir versäumt haben, es zur Menschlichkeit zu bilden, als es noch Zeit war. Ihr werdet erfahren, wie der scharfe Hieb der Peitsche auf der wunden Haut schmeckt, das Messer wird in euren Eingeweiden wühlen und ihr werdet merken, daß es Nerven gibt. Ihr werdet einsehen, daß ihr mit dem feinen Sprüchlein: wären wir nur erst mit der Menschenquälerei fertig, ehe wir gegen die Thierquälerei eifern, der menschlichen Bestialität Zeit gelassen habt, stattliche Mörder, Mordbrenner, Zungenausstecher, Augenausstecher zu bilden. Das Todesstöhnen der gekerkerten, gepetschten, geprügelten, ausgehungerten, zerschundenen, zerfetzten Kreatur, das eure Stumpfheit vor der sittlichen Weltordnung verklagt, wird in diesen Stunden wie ein Racheschrei vor eurem geistigen Gehör ertönen. Ich rede kraß, nicht wahr? Ja kraß will ich reden, kraß wie die scheußelige Qual ist, die mir auf jeder StraÙe begegnet, die einen Wolf zum Erbarmen rühren könnte und die ihr stumm mit ansieht. Versuchen will ich, ob die Rede noch eine Macht hat, ein menschliches Herz zu erschüttern. Freilich das verlorene Wort des Einzelnen, des Alleinlebenden hat keine Macht. Aber warum bietet nicht das Gesetz die zusammenwirkende Macht aller Volkserzieher in Kirche und Schule auf, um schon im Kinde den Samen des Erbarmens gegen unsere Mitgeschöpfe zu pflanzen und zu nähren? Es müßte von zwei Seiten zugleich gegen diese Verwilderung unseres Volks, gegen die wachsende Robheit und Bosheit gearbeitet werden. Eine Wunde verlangt äußere und innere Behandlung zugleich. Die äußere Behandlung wäre Gesetz, Verbot und StraÙe, die innere wäre Erziehung der Gemüther zur Menschlichkeit. Daß diese das allein wirksame Mittel ist, leuchtet ein, aber jene soll ihr zu Hülfe kommen. Ueber beide seyen mir noch einige Worte gestattet. (Fortf. folgt.)

Der arme Musiker und sein Kollege.

Ich habe, erzählt in der Wiener Zeitschrift ein Menschenfreund, mich immer recht in die Seele hinein geärgert, wenn ich das Wort hören muß: Man hört in unseren Tagen nichts Gutes mehr! Da sollte man doch wahrlich denken, unsere Zeit sey die aller schlechteste seit Adams Tagen, und die Menschen seyen allesammt Spitzbuben, Unmenschen und Hallunken. Ich sage Jedem ins Gesicht, es ist nicht wahr, und wenns auch Schuste genug gibt. Eine schlechte That wird überall erzählt, aber wenn mal eine gute geschieht, schweigt man davon. Die guten Menschen legen sich damit nicht an den Laden und lassens nicht austrumpeten, wie es die Pharisäer machten.

Darum will ich auch nicht stille schweigen, wenn ich

eine gute That hier oder dort höre, und will mal gleich wieder eine erzählen, die noch nicht alt ist.

In einem schönen Sommertage war im Prater in Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eben eine sehr große, öffentliche Gartenanlage, voll herrlicher Bäume, und ist der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volk strömte hinaus, und Jung und Alt, Bornehm und Gering freuten sich dort ihres Lebens, und kamen auch viele Fremde, die sich an der Volkslust erfreuten. Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner Mitmenschen gewiesen ist.

So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgelmänner, Harfenmädchen, die sich ihre Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme gewesen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß er vor ihm saß, und den alten Hut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten.

Heute stand er auch da und fiedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute, aber die Leute gingen vorüber und der Hut blieb leer. Hatten ihn die Leute nur mal angesehen, sie hatten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen. Dunnes, weißes Haar deckte kaum seinen Schädel, ein alter fadenfcheiniger Soldatenmantel sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nöthig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die übrigen zwei bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreuzer neue Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine alten Marsche und Tänze.

Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmenge, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Puges. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele — heute Abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Stuben. Sein Pudel war in der That besser daran: er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Gußsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon wars ziemlich spät am Nachmittage. Seine Hoffnung war so nahe am Untergehen wie die Sonne, denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte, vernarbte Gesicht.

Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm lange zubörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete.

Als endlich Alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein und stützte die Stirn in die bohle Hand, und die Erde saugte ewige heimliche Thränen ein und die sagts nicht weiter.

Der Herr aber, der dort am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Thräne abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sahe. Es war, als ob die Thränen wie siedendheiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären, so rasch trat

er hinzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: Leihet mir Eure Geige ein Stündchen.

Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so höflich umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch und reichte ihm seine Geige. Sie war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Er stimmte sie nun zuerst glockenrein, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: Kollege, nun nehmt ihr das Geld und ich spiele! Der fieng denn nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, es sey sie gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal wars als jubilirten Engestimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Töne schweren Leids aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden. Jetzt blieben die Leute stehen und sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; Jedermann saß, der Herr geigte für den Armen; aber Niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Bornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, Jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem es die Leute hatten und je nachdem das Herz war. Der Pudel knurrte. Wars Plaisir oder Aerger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. Macht ihn leer, Alter! riefen die Leute dem Invaliden zu, er wird noch einmal voll! Der Alte thats, und richtig! er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo über das andere erschalle. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: Gott erhalte Franz den Kaiser! über. Alle Hute und Müsen flogen von den Köpfen; denn die Oestreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte mit der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schooß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

Wer war das? rief das Volk.

Da trat ein Herr vor und sagte: Ich kenne ihn sehr wohl, es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, welcher hier seine große Kunst der Barmherzigkeit übte; laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen!

Der Herr hielt seinen Hut hin, und aufs Neue flogen die Geldstücke in den Hut des Herrn, der diesmal für den Invaliden aufbob. Alles gab, und als dann der Herr das Geld abermals in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: Boucher lebe hoch!

Hoch! hoch! hoch! rief das Volk.

Und der Invalide faltete seine Hände und betete: Herr belohne Du's ihm reichlich!

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der Eine war der Invalide, der nun weithin seiner Noth entbunden war, und der Andere war Boucher, dem sein edles Herz ein Zeugniß gab, um das man ihn beneiden möchte.

Wir aber sagen: Hut ob vor dem Boucher, und wenn er auch tausendmal ein Franzose war!